

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hesse, Hermann
Sämtliche Werke in 20 Bänden und einem Registerband

Band 19: Die Welt im Buch IV. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren
1926–1934

In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse und Marco Schickling herausgegeben
von Volker Michels

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41119-3

SV

Hermann Hesse

Die Welt im Buch

Leseerfahrungen IV

Rezensionen und Aufsätze
aus den Jahren 1926-1934

Suhrkamp Verlag

In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse und Marco Schickling
herausgegeben von Volker Michels

Erste Auflage 2003

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Alle Rechte vorbehalten

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Memminger MedienCentrum AG

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 3-518-41487-9

1926

Wilhelm Heinse

Man kann darüber streiten, ob das Ausgraben und Neuherausgeben alter Dichtungen und die dafür aufgebrachte mühsame Philologenarbeit wirklich etwas Wertvolles, ob es nicht bloß Tuerei und Historikerwahn sei. Ich halte auch einen Gelehrten nicht deswegen für verehrungswürdig, weil er sein halbes oder ganzes Leben daran verwendet, die Bleistiftkritzeleien eines seit hundert Jahren gestorbenen Dichters, die dieser selbst der Veröffentlichung nicht wert gehalten, zu entziffern und in den Druck zu bringen, mit Lesarten, kritischem Apparat und etwaigem Kommentar. Im Gegenteil, ich halte im Grunde all dies Wühlen in der Vergangenheit für eine belanglose und unmännliche Fachleutearbeit. Aber andererseits: wenn ich sehe, wie unser rührendes Volk Millionen für eine unaussprechlich miserable Tagesliteratur ausgibt, so scheint mir daneben der Luxus sehr erlaubt, sich einige Philologen zu halten und je und je wieder etwas edleren Lesestoff aus der Vergangenheit zu holen. Wenn schon unser Volk die unausrottbare Neigung hat, statt seiner wirklichen Dichter lieber Schund zu lesen, und seine starken Geister zu verachten und hungern zu lassen (die meisten Völker übrigens haben diese infantile Neigung, Deutschland steht damit nicht allein), so finde ich es dann doch wieder rührend, ja entzückend, daß dasselbe Volk dann, wenn der verhungerte Autor hundert Jahre tot ist, für seine Wiederausgrabung keine Mühe und Kosten scheut, nur weil der Beschäftigte und Honorierte diesmal kein lästiger Dichter, sondern ein Gelehrter, Beamter und Geheimrat ist. Ich finde es hübsch und bin damit einverstanden, obwohl es scheinbar so sinnlos ist, es gehört zu den profunden Sinnlosigkeiten und entzückenden Widersprüchen, aus denen das ganze Leben besteht. Und so leiste auch ich mir den Widerspruch, daß ich die jahrzehntelang an einem alten Dichter kratzenden Philologen eigentlich für bedauernswert halte und wenig verehere, mir dagegen das Resultat ihrer Arbeit sehr gern gefallen lasse.

Es ist nämlich wieder einmal der Fall zu melden, daß ein Autor ausgegraben und in einer köstlichen vollständigen Neuausgabe wieder vorgelegt wurde, nachdem jahrzehntelang kein Hahn

mehr nach ihm gekräht hatte. Diesmal ist es der Dichter Wilhelm Heinse, ein Altersgenosse Goethes, der in den Literaturgeschichten unter der Marke »Sturm und Drang« untergebracht zu werden pflegt, und, um es gleich zu sagen, es ist ein Glück, daß die Werke dieses prächtigen, feurigen und vielseitigen Geistes uns nun wieder zugänglich geworden sind – ja sogar zum Teil überhaupt zum erstenmal zugänglich, denn die große zehnbändige *Heinse*-Ausgabe, die C[arl] Schüddekopf im Inselverlag seit bald zwanzig Jahren herausgab und die soeben fertig wurde, bringt nicht nur Neudrucke vergessener Bücher, sondern auch eine ganze Menge von Manuskript (Aufsätze, Tagebuchblätter, Aphorismen, Briefe), welche überhaupt bisher unbekannt war und auf vergilbenden Blättern als Handschrift in irgendeiner Bibliothek schlief.

Der durchschnittlich Gebildete, wenn er den Namen Heinse hört, verwechselt ihn weder mit Heine noch mit Heyse, sondern erinnert sich, daß Heinse der Verfasser des »*Ardinghello*« ist, eines Romans, der vor Zeiten für ein zwar geniales, aber leider höchst unanständiges Buch galt. Auch soll, so erinnert er sich, derselbe Heinse den ebenfalls unanständigen Petronius übersetzt haben. In den älteren Literaturgeschichten beginnen die paar Zeilen über Heinse gewöhnlich etwa mit den Worten wie »Der geniale, aber leider undisziplinierte und in sittlicher Hinsicht so sehr anfechtbare Heinse –«. Also dieser so sehr anfechtbare Heinse, der berühmte Verfasser des *Ardinghello*, ist nun in jahrzehntelanger Arbeit neu herausgegeben worden, in zehn dicken Bänden, seine Briefe und sein ganzer handschriftlicher Nachlaß sind mit in die große Ausgabe aufgenommen, er hat die größte Ehrung erlebt, die eine philologisch geschulte Nation einem Dichter erweisen kann, und auf welche zahlreiche große Dichter und Geister seiner Zeit noch immer vergeblich warten (erinnert sei an Jean Paul, an Tieck, an Friedrich Schlegel und viele andere).

Ich bin sehr froh darüber, daß dieser vergessene Dichter jetzt wieder so stattlich sichtbar geworden ist. Ich stelle die vielen Bände der neuen Ausgabe mit Befriedigung an die Stelle jener schäbigen fünf Taschenbändchen vom Jahr 1857, mit denen ich mich bisher behelfen mußte. Seit damals ist, soweit ich feststellen kann, überhaupt nie mehr der Versuch zu einer Heinse-

Ausgabe gemacht worden. Nur der »Ardinghello« wurde je und je wieder gedruckt.

Sehen wir uns nun Heinses Werke näher an, um etwa das Urteil jener älteren Literaturhistoriker zu korrigieren, so müssen wir feststellen, daß in der Tat der Ardinghello sein bestes, sein glücklichstes, freiestes und schönstes Werk ist, daß insofern also die von der unerbittlichen Nachwelt getroffene Auswahl einwandfrei ist. Und ebenso richtig ist, daß das Werk, prachtvoll genial in der Vision, durch den Mangel an Straffheit und Zucht etwas Zerfahrenes und Enttäuschendes bekommen hat. Ebenso richtig ist, daß der Ardinghello, gleich Heinses meisten Schriften, seine Genialität durchaus und überall aus dem Sinnlichen schöpft, aus einer starken, sprühenden Sinnlichkeit, Genußsucht und Genußfähigkeit. Also wäre das Urteil der früheren Kritiker, zu denen schon Schiller gehörte, doch so ungefähr richtig? Ja und nein. Wir Heutigen sind keine Schiller, wir haben für unsere Urteile nicht den Maßstab einer klassischen Ästhetik, an die wir glauben. Wir sind viel bescheidener, viel unsicherer in unseren Urteilen, und wir sind durch die zeitgenössische Dichtung so durchaus nicht an überspannte Maßstäbe gewöhnt, so ganz und gar nicht verwöhnt, daß wir schon zufrieden sind und dankbar staunen, wenn ein Dichter uns durch die Stärke seiner Empfindung, durch den Wurf und Schwung seiner Natur, durch die Unmittelbarkeit seiner Einfälle überrascht und gewinnt – das ist schon so viel, daß wir gar nicht daran denken, mehr zu fordern. Und dann kommt allerdings etwas hinzu, was wir seit Schillers Zeiten hinzuerworben haben: Prüde sind wir nicht mehr. Es ist durchaus verständlich, daß jene außerordentlich prüde und sittenstrenge Mentalität Heinse ablehnen konnte, obwohl seine Sinnlichkeit durch und durch jugendlich gesund, keineswegs etwa pervertiert und krankhaft war. Ihre Äußerungen im Ardinghello und anderwärts sind lediglich etwas forciert, denn Heinses ungewöhnlich sensibles, zartes und intensives Sinnenleben konnte sich inmitten der damaligen Konvention kaum anders ausdrücken als mit diesen jugendlichen, vom Zwang einer prüden Sitte provozierten Übertreibungen. Und so sehen wir denn doch schließlich den ganzen Heinse wesentlich anders an, als unsere Urgroßväter es taten, und bringen seinen ungewöhnlichen Qualitäten mehr Verständnis

und Dankbarkeit entgegen, als es damals die öffentliche Kritik getan hat. Wir bewundern vor allem diese Feinheit, Gesundheit und spielerische Beweglichkeit der Sinne, diese Aufnahme- und Begeisterungsfähigkeit des Auges, des Ohres, des Tastsinns, wie sie in seinen Beschreibungen von Kunstwerken und in seinen oft naiv-genialen Aufzeichnungen über Musikalisches sich äußern. Und da wir nach gut und korrekt gebauten Romanen oder Dramen heute weniger lüstern sind als nach Äußerungen wahrer und starker Natur, darum schätzen wir heute auch die nur flüchtig formulierten Schriften, die Gelegenheitsaufzeichnungen Heinse's höher, als frühere Zeiten es taten. Seine Briefe an Jacobi und Gleim aus der Schweiz und Italien sind vielleicht die schönsten des ganzen 18. Jahrhunderts, überhaupt bringen diese beiden Briefbände dem Freund Heinse's wahre Schätze, ebenso die tagebuchartigen und aphoristischen Aufzeichnungen des achten Bandes (den nach Schüddekopfs Tode A[lbert] Leitzmann vollendet hat).

Wir sind um einen Dichter reicher geworden. Und dazu gehört nicht bloß der Wiederabdruck seiner Hauptwerke, die ein Suchender ja auch früher schon auf den Bibliotheken finden konnte. Nein, dazu gehört ganz wesentlich mit die Herausgabe seiner Briefe und kleinen Aufzeichnungen, denn von dort geht die stärkste Anziehungskraft auf heutige Leser aus, und erst von dort aus, entzückt und erstaunt über diese Kraft, Frische und Beweglichkeit, entdecken wir uns auch die schon zuvor bekannten Hauptwerke neu, vor allem den Ardinghello, der noch sehr lebendig ist, und auch die »*Hildegard von Hohen-thal*«. Als Beurteiler, vielmehr als ausdruckskräftiger Schilderer von Werken der bildenden Kunst war Heinse schon zu seinen Lebzeiten berühmt, dies war die Spezialität, die man ihm zugestand und an ihm rühmte. Er hat aber auch über Musik sehr Wesentliches gesagt, sowohl in den sehr merkwürdigen »*Musikalischen Dialogen*« wie namentlich in seinen Briefen aus Italien, und zwar geht auch sein Musikverständnis ganz vom Sinnlichen aus, vom Klang, und nichts ist schöner zu lesen als seine begeisterten Versuche, in Worten den Eindruck einer schönen Singstimme wiederzugeben.

Alles, was untergegangen scheint, kann einmal wiederkommen. Wir lesen und lieben heute manche ältere Dichter, von

welchen unsre Väter kaum noch die Namen kannten und über die sie die Achseln zuckten, und wir haben Dichter vergessen und zucken über sie die Achseln, die noch vor einer Generation in den Klassikerkatalogen obenan gestanden haben. Der Schatz einer Nation an Kunst und Dichtung ist wie der Schatz eines Einzelnen an Erinnerungen und Erfahrungen: keine geht je völlig unter, jede kann zu jeder Zeit wieder neu und aktuell werden, obwohl das, was sich momentan im Bewußtsein spiegelt, immer nur ein millionster Teil des ganzen Besitzes ist. So ist heute der vergessene Dichter Heinse wiederaufgestanden, hat eine prachtvolle Gesamtausgabe erlebt, und findet nachdenkliche und dankbare Leser.

(Aus »Vossische Zeitung«, Berlin vom 5. 1. 1926)

Gedanken über Lektüre

Es ist eine alte Erfahrung, daß wir die Probleme, die uns im Innern jeweils beschäftigen, immer wie durch einen Zauber auch in der Außenwelt antreffen. Wer in seiner Seele den Plan erwägt, sich ein Haus zu bauen, oder die Notwendigkeit, seine Ehe zu scheiden oder sich operieren zu lassen, der trifft bekanntlich das gleiche Problem und Menschen, die vom selben Problem besessen sind, stets auch auffallend häufig in seiner Umgebung an. Ich habe die gleiche Erfahrung auch mit meiner Lektüre gemacht, nämlich, daß mir in Zeiten, in denen irgendein Lebensproblem mich tief in Anspruch nimmt, mir auch von allen Seiten her Bücher ungesucht in die Hände fallen, in denen eben jenes Problem eine Rolle spielt.

So sind mir in letzter Zeit, während ich zu jeder Stunde mit neuer Intensität mit einem der Hauptprobleme im Kampf lag, hintereinander mehrere Bücher begegnet, in welchen, wie mir schien, eben dieses Problem behandelt wurde. Ich meine das Problem des Menschen und seiner Kultur überhaupt, die alte böse Frage, ob wirklich der Mensch eine Höchstleistung der Natur darstelle, ob seine Kultur etwas anderes sei als eine arge Versündigung an der Mutter Natur, und ob er nicht vielleicht am Ende nur ein gefährliches, kostspieliges und mißglücktes Experiment sei. Denn wir sehen, daß keine Zivilisation möglich ist ohne Ver-

gewaltigung der Natur, daß der zivilisierte Mensch allmählich die ganze Erde in eine langweilige und blutlose Anstalt aus Zement und Blech verwandelt, daß jeder noch so gute und idealistische Anlauf unweigerlich zu Gewalt, zu Krieg und Schmerzen führt, daß der Durchschnittsmensch das Leben ohne die Hilfe des Genies nicht aushalten würde und dennoch der geschworene Todfeind des Genies ist und immer sein muß, und wie diese fatalen Zwangsläufigkeiten alle heißen.

Da bekam ich zum Beispiel ein Buch zugesandt, ein merkwürdiges und traurig machendes Buch, das die *Tochter Tolstois* zusammengestellt hat und das in deutscher Ausgabe von [René] Fülöp-Miller bei Cassirer erschienen ist. Dies Buch enthält die Dokumente über *Tolstois Flucht und Ende*. Es ist nicht gut, die Intimitäten großer Männer kennen zu lernen; und den alten Tolstoi (der ja nicht ein broschürenscheidender Moralist, sondern auch ein großer Dichter war) in dieser elenden Atmosphäre von Hysterie, altem Eheunglück und Mißtrauen dahingleben zu sehen, bis er endlich verzweifelt davonläuft, um zwanzig Jahre zu spät, und davonreist, um beinahe wie ein Selbstmörder zu sterben, das hat etwas Schauerliches. Es ist das Genie, das untergehen muß, und seine brave, tüchtige Frau ist die ideale, bürgerliche Gattin, die Vertreterin alles Gesunden, Vernünftigen und Erlaubten, welche, obwohl selber schwer seelenkrank geworden, am Ende den närrischen Mann besiegen und überleben muß. Die alte Tragödie!

Dann las ich mit Hochachtung und Freude die »*Kristin Lavranstochter*« von Sigrid Undset, einen historischen Roman, der nicht bloß dichterisch schön ist und wahrhaft epische Luft atmet, sondern auch ein Stück Menschentragödie merkwürdig edel, unmittelbar und frei von sentimentalem oder pathetischem Räsonnieren ausspricht. Die Einsamkeit, welche unerbittlich auf jeden wartet, der sich irgend vom Herdenmenschen hinweg differenziert hat, atmet hier kalt hinter all der sorgfältig dichterischen Schilderung. Mag der Ausnahmemensch sich dem Triebleben überlassen und der Natur opfern, wie Kristin es tut, oder mag er mit edelstem Willen Veredlung, Vergeistigung und Erhöhung anstreben, wie ihr Vater Lavrans, in beiden Fällen zahlt er mit Blut und Leiden, macht sich und die Seinen elend und bleibt hoffnungslos allein und unverstanden.

Ein anderes Buch gab mir wieder auf andere Art zu denken. Ich sah in einer Züricher Buchhandlung die französische Ausgabe meines »*Siddhartha*« liegen, eines Buches, in dem ich versucht habe, die alte asiatische Lehre von der göttlichen Einheit für unsere Zeit und in unserer Sprache zu erneuern. Ich hatte zwar gewußt, daß diese Übersetzung vorbereitet wurde, hatte das Buch selbst aber noch nicht zu Gesicht bekommen, ich ging also in den Laden und kaufte es. Vorn in meinem Buche nun steht eine Widmung an Romain Rolland, der mir während der Kriegsjahre wichtig und wertvoll wurde, den ich als Gesinnungsgenossen und Freund liebe, und der gerade am »*Siddhartha*« vermutlich Freude haben konnte, denn eine meiner wertvollsten persönlichen Verbindungen mit dem modernen Indien verdanke ich ihm. Die Widmung war also nicht eine zufällige, sie hatte ihre Bedeutsamkeit. Der Pariser Verleger aber hat diese Widmung einfach weggelassen. Denn Romain Rolland, dessen sechzigster Geburtstag zurzeit von der ganzen Welt (mit Ausnahme von Paris) gefeiert wird, ist im siegreichen Frankreich, das Fritz v. Unruh und Thomas Mann einlud und feierte, noch heute verfehmt und boykottiert.

Und wieder fiel mir ein Buch in die Hand, das sich auf seine Art mit der Frage nach dem Sinn des Genies, mit der Notwendigkeit der Tragik des Genies beschäftigt. Es ist »*Die treue Nymphe*« von *Margret Kennedy*, einer ungewöhnlichen Engländerin, welche es verstanden hat, über dies so traurige Kapitel der Menschengeschichte ein gar nicht weinerliches oder heftiges, sondern ein lustiges, gut gelauntes, amüsantes Buch zu schreiben. Das ganze gebildete England liest dies Buch, und liest – so entzückend ist es geschrieben – über das Wesentliche seines Inhalts ahnungslos hinweg. Die deutsche Ausgabe ist bei Kurt Wolff erschienen.

Ich las auch die »*Kyra Kyralina*« von *Panait Istrati*, einem Halborientalen aus dem Balkan. Das Buch ist kein Kunstwerk, es fehlt ihm dies und jenes, aber solche fachmännisch-künstlerische Fragen sind mir zurzeit nicht wichtig. An Erlebnis fehlt es dem Buche nicht, es quillt davon über, und an einer Stelle wird das Erlebnis so stark, daß sich auch die wahrhaft überzeugende, große Form dafür von selbst findet. Es ist die Stelle, wo die Mutter des Helden, eine schöne Lebedame, am Ende ihres

sorglosen Lebens auf der Flucht ihren beiden Kindern ihr Testament mitteilt, wo sie sie auffordert und anfleht, sich in all ihrem Tun niemals von Moral oder sonstigen Regeln und Zwängen anderer abhängig zu machen, sondern einzig von der Stimme ihres eigenen Herzens, sei es auch, daß diese das Böse und Verbotene verlange. »Und du, Dragomir«, heißt es da, »wenn du kein tugendhafter Mann sein kannst, so werde ein Spitzbube, aber ein Spitzbube, der Herz hat – denn, Kinder, ein Mensch ohne Herz ist ein Toter, der die Lebenden zu leben hindert.« Diese Stelle nahm ich als Gewinn aus dem abenteuerlichen Buche mit, in dem ein erlebnisfroher und ungrüblerischer Mensch sich über das Leben merkwürdig dunkle und schwere Gedanken macht. Dies Buch erschien bei Rütten und Loening in Frankfurt.

Auch einen zweibändigen schwedischen Roman las ich (deutsch bei Quitzow in Lübeck), die »*Seelambs*« von *Sigfrid Siwertz*. In diesem flotten, klug aber etwas unbedenklich geschriebenen Buch wird die Geschichte einer Familie erzählt, deren Talent zum Raffen, Schieben und Reichwerden erstaunlich ist. Diese Geschwister Seelamb sind, wie es scheinen sollte, mit allem ausgerüstet, was der Durchschnittsmensch in einem kapitalistischen Zeitalter sich an Gaben und Fähigkeiten nur wünschen kann. Ein einziger von ihnen, der Jüngste, hat etwas anderes, Tieferes in sich, und geht gerade daran zu Grunde. Zwar übt der Autor sorgfältig Gerechtigkeit und läßt auch die anderen Geschwister mehr oder weniger unglücklich werden, hier aber wirkt seine Darstellung ein wenig gewollt. Auch sieht man ja im Leben täglich, daß in der Tat den Schiebern ihre Seelenlosigkeit nicht eben weh zu tun pflegt, und daß sie meistens herrlich gedeihen. Auf alle Fälle ist es eine nachdenkliche Lektüre, und man friert beim Zusehen, wie ein paar brutale Geldmacher die Welt rings um sich her verwüsten und verschweinen können.

Das Nachdenklichste aber, was ich in letzter Zeit las, und das, wofür ich am meisten dankbar bin, war ein Aufsatz »*Der Staat und die Sünde*« von *Franz Oppenheimer*, in der »Neuen Rundschau«. Dieser ungewöhnlich schöne und reife Aufsatz eines Soziologen hat mir eine Menge eigener, zum Teil recht unklarer Gedankenreihen bestätigt. Fachleuten mag er nichts Neues sa-

gen, dem Laien aber ist es ein eigenes Erlebnis zu sehen, wie ein bewährter Professor einer so jungen und modernen Wissenschaft sich mit dem uralten Problem der Erbsünde befaßt und in allem Wesentlichen die Mythologien der Religionen vom ursprünglichen Unschuldszustand des Menschen, von seinem Sündenfall und von der gerade aus der Sünde entstandenen menschlichen Kultur bestätigt und wissenschaftlich belegt. Ich habe lange in deutscher Sprache nichts so Gescheites gelesen.

So liest man dies und jenes, und kämpft sich eine Weile durch die Welt der ewigen Probleme, deren jedes nie zu lösen, nur zu erleben ist, und am Ende wirft uns das Leben immer wieder an eine Stelle, wo wir das scheinbar Unmögliche neu probieren, das scheinbar Hoffnungslose mit neuer Begierde, mit neuem Eifer betreiben können. Und bei dem alten, scheinbar wirklich so hoffnungslosen Spiel gibt es für den Denkenden immer den einen Trost, daß alles Zeitliche überwindbar ist, daß Zeit eine Illusion ist, daß alle Zustände, alle Ideale, alle Epochen des Lebens nicht nach dem Schulschema hintereinander verlaufen und kausal aneinander gebunden sind, sondern außerdem auch eine ewige, außerzeitliche Existenz haben, daß also das Reich Gottes, oder jedes andere scheinbar in selbige Zeitfernen projizierte Menschenideal in jedem Augenblick Erlebnis und Wirklichkeit werden kann. (Aus »Berliner Tageblatt« vom 6. 2. 1926)

Nach dem Kaffeetrinken, zu faul, um schon an die Arbeit des Rasierens zu gehen, las ich eine Stunde in einem neuen Roman, dem »*Erbe am Rhein*« von René Schickele, einem schönen, geistvollen und musikalischen Buch, das ich sehr liebe. Schickele erreicht hier auf manchen Seiten wieder die dichterische Höhe seines »*Benkele*«, seines schönsten Buches, wo die in sich versunkene Musik einer kultivierten Sinnlichkeit ganz Selbstzweck geworden ist. Es wäre auch allerlei Post zu lesen gewesen, und Korrekturen und dergleichen, aber dazu konnte ich mich heute nicht bringen. Schon das genießerische Lesen im Schickele rechnete ich mir beinahe als ein Stück Berufsarbeit an.

(Aus der Betrachtung »*Verbummelter Tag*«, »*Frankfurter Zeitung*« vom 31. 3. 1926)

Gedichte von Klabund

J. M. Spaeth, Berlin

Jetzt ist es wohl schon mehr als ein Dutzend Jahre her, seit ich eines Tages Klabunds erstes Gedichtbuch in die Hände bekam, mit dem Titel »*Morgenrot, Klabund, die Tage dämmern!*« Und ich erinnere mich noch wohl daran, wie schon die Rhythmik dieses Titels heiter, befreundet und zugleich etwas spielerisch auf mich wirkte. Damals, mit seinen ersten Publikationen, hat Klabund die Leserwelt mit seinem neuen Ton erschreckt und viele schwer geärgert, es standen da allerlei jugenhafte Verulungen und manche gewagten neuen Klänge, es war die Zeit, in der die ersten Vorboten eines poetischen Expressionismus sich in Deutschland regten. Heute wirkt ein Buch von Klabund gerade umgekehrt, jeder Leser von Kultur wird nirgends das Wagnis, das Neue oder Verblüffende im Ausdruck als ein Hauptmerkmal dieser Dichtung empfinden, sondern im Gegenteil ihre tiefe Verbundenheit mit der Tradition. Daß Klabund aus vielen Kulturquellen schöpft, daß er sich, der als Schüler keineswegs dem Kult des Analphabetismus huldigte, sondern ein guter Lateiner und Grieche war, leicht und gewandt in Denkweisen und Formen fremder und vergangener Kulturen einfühlt, ja darin ein Virtuose ist, dies ist dabei nicht das Entscheidende. Es ist nur die glänzende und hie und da den Dichter an der Oberfläche festhaltende Außenseite seines großen Talents. Nein, wesentlich ist seine innige, herzliche Verbindung mit unsrer poetischen Vergangenheit, ist die Melodik seines Verses, ist der Zusammenhang mit der Musik unsrer großen romantischen Lyriker.

Dieser ewig junge Kranke, dieser stets in einer leichten Über-temperatur lebende, oft todkrank gewesene Lungenleidende mit dem Knabengesicht und der seinen Freunden so teuren Heiterkeit atmet als Dichter noch immer die Luft jener letzten großen Lyriker, die er ohne Zweifel als Knabe heiß geliebt hat, der Eichendorff und Brentano, und seine Modernität ist nicht Selbstzweck noch Snobismus, sondern blüht aus einer stets jugendlichen, ja jünglinghaften Offenheit und Hingegenheit. Gewiß, er hat auch Experimente gemacht, hat Spielereien getrieben, hat werbend oder spottend beim Schreiben an den Le-

ser gedacht, es steckt ein ganzes Stück Literat in ihm. Was ihm unsre Liebe dennoch bewahrt, ist das andere Stück, das Stück echten Dichtertums in ihm, heute eine seltne und immer seltner werdende Gabe.

Darum begrüßen wir die schöne Ausgabe seiner *gesammelten Gedichte* mit Freude. Alle diese Gedichte handeln von der Liebe, alle werben um Liebe, alle haben diesen jungen, schönen, etwas flehenden Blick. Sei willkommen, liebes Buch. Sei begrüßt, lieber Klabund!

(Aus »Frankfurter Zeitung« vom 4. 4. 1926)

Der Bücherberg

Diesmal habe ich das Gottvertrauen etwas zu weit getrieben, als ich volle sechs Monate von Hause fort blieb, und mir außer den Briefen keine Post nachsenden ließ!

Als ich vor einiger Zeit heimkehrte, war ein Gebirge von Bücherpaketen entstanden (auch zwei, drei Päckchen mit vertrocknetem Weihnachtsbackwerk waren dabei), ein Gebirge von einem Meter Höhe und mehreren Metern Länge.

Wenn ich diese Bücher alle lesen wollte, würden die nächsten drei Jahre darüber vergehen, und bis dahin hätte sich an neuen Paketen wieder das Sechsfache angehäuft. Also gilt es grausam sein, eine große Menge von Anfang an ausscheiden, sich nirgends zu sentimentalischen Blicken auf ein Buch, oder gar zu sentimentalischen Worten darüber, verleiten lassen. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle. Hätte ich doch diesen schrecklichen Bücherberg, der mich heut entsetzt und betrübt, mit zwanzig Jahren ins Haus bekommen, ich wäre froh gewesen wie ein Kind an Weihnachten.

Einiges nur von diesen Bücherhaufen bleibt richtiger Lektüre und richtiger Besprechung vorbehalten, das offensichtlich Wertlose ist ohnehin schon weggeworfen. Es bleibt dennoch eine stattliche Anzahl von Büchern da, die ich schätze, die ich in meine Bibliothek stellen werde, und über die ich, indem ich sie und ihre Verdienste kurz nenne, hier wenigstens den Verlegern eine Quittung ausstellen möchte.

Es ist vor allem *Gottfried Kellers »Grüner Heinrich«*, die ersten

vier Bände der neuen, *kritischen Keller-Ausgabe* füllend, welche Jonas Fränkel im Verlag Eugen Rentsch herausgibt. Diese Ausgabe wird nicht nur die erste wirklich kritische sein, sie wird vor allem auch noch unbekannte Teile des Nachlasses bringen. Gearbeitet ist sie mit peinlicher Sorgfalt, an Kommentar ist sogar mehr als nötig geboten, die Ausstattung der Bände ist schön.

Ich habe bei diesem Anlaß mein Lieblingskapitel, den »gefrorenen Christ«, wieder einmal gelesen, und kam schwer wieder von diesem Buche los, das ich als Zwanzigjähriger so sehr geliebt, später lang gemieden und bezweifelt, endlich neu erworben und lieben gelernt habe.

Im Verlag der Bremer Presse ist *Goethes »Faust«* erschienen, beide Teile in einem Bande, großes Oktav, klug und geschmackvoll gesetzt, tadellos gedruckt, solide und einfach gebunden, eines von jenen Büchern, die unter Verzicht auf alle Spielereien und Originalitäten einfach durch anständige Arbeit imponieren.

Und hier liegen die letzten abschließenden Bände der *Werke* von *Arno Holz*, in der schönen Ausgabe des Verlags J. H. W. Dietz. Es sind zehn Bände stattlichen Formats geworden, und die Leute werden das reichlich zu viel finden, während sie von einem Unterhaltungsliteraten gern das Dreifache kaufen und lesen. Und in der Tat, diese zehn Bände sind ungeheuer viel, wenn man bedenkt, daß das alles originales Gut, daß nichts davon Nachahmung, Abklatsch, Verwässerung ist. Es müßte jeder Verleger einer Zeitung, und jeder Besitzer eines Luxuswagens durch ein Gesetz gezwungen werden, auf ein Exemplar dieser Werke zu subscribieren.

Die Wiederauferstehung *J[ohann] J[akob] Bachofens*, des Basler Gelehrten, den man heute den Mythologen der Romantik nennt, war schon seit manchen Jahren heimlich im Gange. Ein wichtiger neuer Schritt dazu ist die von Manfred Schroeter besorgte Auswahl aus Bachofens Werken, die unter dem Titel »*Der Mythos von Orient und Occident*« in der Beckschen Verlagshandlung in München herausgekommen ist. Der Band von wohl 900 Seiten tut zwar dem Werk Bachofens nach meinem Gefühl hier und dort etwas Gewalt an, leistet aber doch ausgezeichnete Dienste und verdient unsern Dank. Der schwere

Band mit dem bedeutsamen Untertitel »Eine Metaphysik der alten Welt« ist nämlich eine Zusammenstellung der wichtigsten, zum Teil gekürzten Bachofenschen Schriften, wobei die Anlage des »Mutterrechts« der Komposition des Ganzen zugrunde gelegt wurde. Diese Aufgabe mußte auf Konflikte stoßen und sich hier und dort zu Kompromissen entschließen – das Ergebnis rechtfertigt dies kühne und edle Unternehmen eines verehrungsvoll Liebenden durchaus.

Wer eine Ahnung von der Würde und Kraft des Bachofenschen Denkens, wer von der tiefen Magie seines Sehertums je einen Hauch verspürt hat, wird für dies einzigartige Werk tief dankbar sein.

Vom Inselverlag gingen mir mehrere wichtige und willkommene neue Werke zu, vor allem »Die Hohenstaufen«, nach zeitgenössischen Quellen von *Joh[annes] Bühler*, ein Buch, an dem jeder gebildete Deutsche (und gar wenn er Schwabe ist!) eine tiefe und oft wehmütige Freude haben muß.

Dann ein neuer Band, der vierte, von *Tausendundeiner Nacht*, die auf sechs Bände berechnet sind. Es ist die erste aus dem morgenländischen Original unmittelbar übersetzte deutsche Ausgabe, ein Vergleich mit ihrer Vorläuferin, der Greveschen Ausgabe in zwölf Bänden, zeigt viele Fortschritte.

Das Hübscheste aber, was der Inselverlag mir diesmal zugeschickt hat, ist [*Albert*] *Leitzmanns* »Mozart«, eine Zusammenstellung von Berichten der Zeitgenossen und Briefen Mozarts und seiner Familie. Viele gute Stunden habe ich in diesem Buch gelesen, dessen trockenste Berichte noch wie holde Märchen klingen, da sie das Höchste und Liebenswerteste zum Gegenstand haben, was Deutschland hervorgebracht hat: Mozart. Noch in diesem Winter, einem unruhigen und schwierigen, in der Stadt verbummelten Winter habe ich dreimal wieder die »Zauberflöte« gehört, und diese Stunden strahlen mir hell aus dem Wust und Chaos vertaner Tage. Nun habe ich dies liebe Mozart-Buch neben meinem Stuhl in der Sonne liegen, auf der kleinen Terrasse, und lese viel darin und bete meinen Gott an, und erbaue mich an den Berichten von seinem Leben, das so schön und traurig war, und so vorbildlich wie das Leben einer Blume.

Vom »Epikon«, jener ausgezeichnet redigierten Sammlung

klassischer Romane aller Völker, finde ich auch drei neue Bände vor, *Gontscharows »Oblomov«*, *Dostojewskis »Idiot«* und *Victor Hugos »Dreiundneunzig«*. Zum »Oblomov« hat Alfons Paquet ein lesenswertes Nachwort geschrieben. Auf meine nächste Reise werde ich einige dieser hübschen, leichten, eleganten, bequemen Bände mitnehmen. (Verlag Paul List)

Von *Leo Matthias* ist ein »*Ausflug nach Mexiko*« da, frisch, geistreich, vernünftig, zum Teil spannend, im Verlag »Die Schmiede« in Berlin. Und im selben Verlag, der schon viel Schönes gebracht hat (es sei an [*Franz*] *Kafkas »Prozeß«*, an [*Raymond*] *Radiguets* herrliches »*Fest*« erinnert), im selben Verlag der »Schmiede« beginnt auch der deutsche *Marcel Proust* zu erscheinen, die beiden ersten Bände mit dem Roman »*Der Weg zu Swann*« sind schon fertig. Über die Übersetzung sind unter den Fachleuten Diskussionen entstanden – für meine Person bin ich dem Übersetzer [*Rudolf*] Schottländer sehr dankbar für seine Arbeit.

Proust, der vor wenigen Jahren fünfzigjährig gestorben ist, ist ohne Zweifel der gewichtigste Vertreter der Generation der französischen Dichtung, welche auf [*André*] Gide und [*Romain*] Rolland folgt, der hellstichtigste und tiefgrabendste Psycholog, der eigenwilligste Gestalter, der sprachlich genialste Meister des Ausdrucks. Die Breite seines epischen Werkes macht ihn fast in ähnlichem Sinn zum Sprecher und Schilderer einer Epoche, wie es einst Balzac war.

Mit Freude stelle ich auch die *Novellen* [*Ludwig*] Tiecks in meine Bibliothek, welche in drei Bändchen bei E. Haberland in Leipzig erschienen sind, herausgegeben von P[aul] A[lfred] Merbach. Die Auswahl ist nicht jene zufällige oder rein aus Gründen der Opportunität getroffene, die so manche ähnliche Neuauflagen unserer Tage degradiert, sie ist gut und mit Verantwortlichkeitsgefühl gemacht.

Zu meiner Freude enthielt der dicke Bücherberg auch einiges Asiatische. Da ist ein Band »*Malayische Erzählungen*«, übertragen von Hans Overbeck, im Verlag Eugen Diederichs in Jena. Manche dieser Geschichten, die zum Teil sehr liebenswürdig, drollig und kindlich sind, waren mir schon bekannt, doch fand ich auch Neues. Wollte Gott, daß ich so viel Malayisch könnte, um sie im Original zu lesen, denn das Malayi-